

Um die Zukunft des Dorflebens

Autor(en): **Braumann, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **15 (1960)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-890532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Um die Zukunft des Dorflebens

Vor kurzem kamen mir zwei Aussprüche über das kulturelle Leben im Dorfe zu Gesicht. Zwei Autoren sprachen darin ihre Sorgen und Befürchtungen aus, und an uns soll es liegen, diese auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Der erste schreibt: «Das Leben auf den Dörfern wird nach und nach ein mehr modernes aber auch weniger schönes und eigentümliches werden. Mit allen Kräften wird daran gearbeitet, dem Volksleben auf dem Dorfe seinen eigentümlichen Charakter zu nehmen und alles auf die Stufe moderner Uebersättigung, Fadigkeit und Nichtigkeit hinzuführen. Man hat dem Volk schon viele seiner alten, sinnigen Gebräuche und Sitten geraubt und damit bezweckt, daß sich seine Feste und Vergnügungen stets mehr auf rohen, sinnlichen Genuß beschränken und daß diese grobsinnliche Richtung alles Geistige verdrängt...»

Und die zweite Stimme sagt folgendes: «Die Landflucht ist zum Teil eine ganz natürliche Folge der verödeten, reizlosen Zustände auf dem Lande, die mit dem Zerfall des ursprünglichen Volkstums überall eintreten. Das frühere ländliche Volkstum, in dem alle menschlichen Bedürfnisse des Leibes und der Seele ein naturgemäßes Genügen finden konnten, ist jetzt zu einem Trümmerhaufen geworden. Im Dorf ist eine Poesiarmut, eine Oede und Leere entstanden, die alle Lust und Freude am Landleben ertötet und selbst zum Vergleich zwischen Stadt und Land zu Ungunsten des Landes auffordert. Die seelischen Triebe verwildern, das Gemeinschaftsleben verwahrlost. Daraus folgt das Ueberhandnehmen roher Vergnügungssucht, die sich einerseits in dem Zug nach der Stadt äußert, sich andererseits noch mehr in der ganz sinnlosen und wüsten Art bekundet, wie heute das gesellschaftliche Leben auf dem Lande sich betätigt und wie insbesondere die ländlichen Feste gefeiert werden...»

Wer diese zwei Aeüßerungen liest, ist sicherlich zunächst ein wenig betroffen. Ist es wirklich schon soweit mit dem Leben

in den Dörfern? Haben die beiden Autoren nicht doch ein wenig zu schwarz gesehen? Denn immer noch jubeln die Kinder über die ersten Blumen im März; immer noch tritt der junge Bauer mit einem freundlichen Wort zu seiner Frau, wenn sie nach Feierabend die über und über blühenden Fensterblumen pflegt; immer noch freuen sich die alten Bauersleute des Friedens und der Ordnung in der Weltabgeschiedenheit ihres Dorfes oder des Einödhofes.

So haben die Schilderer wohl zu düster gemalt? Ich sehe näher zu, wann diese beiden Aussprüche getan worden waren. Und da lese ich, daß den ersten August Becker im «Tag» im Jahre 1858 und den zweiten Heinrich Sonnrey im «Wegweiser» im Jahre 1860 geschrieben hat.

Einen Augenblick lang kann ich, wie es wohl nun auch dem Leser ergehen wird, ein Lächeln nicht unterdrücken. Volle hundert Jahre sind also diese Urteile schon alt! Wer hätte das gemeint? Und wir hatten doch immer angenommen, die Sorge um das Dorfleben sei nur eine Angelegenheit unserer Generation! Denn früher — ach, früher war doch auf dem Dorfe alles so gut, schön und patriarchalisch gewesen!

Diese beiden Aussprüche belehren uns eines andern. Es ließen sich noch viele andere dazu anführen, von Jeremias Gott-helf, von Wilhelm Riehl, von Peter Rosegger, um aus allen deutschen Landen Zeugen zu nennen, daß auch vor hundert Jahren auf dem Dorfe nicht alles gut und ohne Tadel war.

Sehen wir ein paar Sätze genauer an: «... Mit allen Kräften wird daran gearbeitet... alles auf die Stufe moderner Uebersättigung, Fadigkeit und Nichtigkeit hinzuführen.» Oder von Sonnreyns Ausspruch: «... Im Dorf ist eine Poesiearmut, eine Oede und Leere entstanden... daher das Ueberhandnehmen roher Vergnügungssucht...!»

Könnten nicht diese Sätze genau so heute geschrieben worden sein? Sicherlich — aber auch schon vor zweihundert Jahren oder vielleicht, auch wieder in hundert Jahren! Sie weisen nämlich auf etwas Beständiges in der menschlichen Natur hin, auf die auch immer vorhandenen negativen Kräfte, die uns unaufhörlich herabziehen, nivellieren, einebnen, die «Uebersätti-

gung», «Oede und Leere» erzeugen. Diese wirkten vor hundert Jahren ebenso im Dorfe wie heute.

Wie sehr aber ist gerade das Bauernleben diesen Mächten ausgesetzt! Wer oft wochenlang bis hart an die Erschöpfung arbeitet, wer trotz allen Fleisses kaum einmal zu richtiger, gesunder Wohlhabenheit gelangen kann, den mag wohl öfter ein Verdruß anfallen. Aus Verdruß wird Ueberdruß, und der Ueberdrüssige oder gar tief innerlich Erzürrnte läßt manches in seine Umgebung «gehen», dem er sonst standhaft widerstanden hätte. Dann aber ist es soweit, daß sich eine «Poesiearmut» ausbreitet, die «alle Lust und Freude im Landleben ertötet».

Doch dieser Zustand tritt nicht nur heute an uns heran — er tat es auch schon vor fünfzig und vor hundert Jahren. Die Ursachen dafür haben sich wohl gewandelt, aber die bittere Folge blieb immer die gleiche: Verödung unseres Dorflebens!

Aus dieser letzten Erkenntnis aber wächst uns zugleich auch eine Hoffnung zu. Nach den Aussprüchen von Becker und Sonnrey müßte heute längst schon ein eigenständiges Bauerntum ausgelöscht sein. Daß dies aber nicht geschah, zeigt uns wieder, daß das Dorf noch ein längeres und gesünderes Leben besitzt, als ihm die so bitter Urteilenden vor hundert Jahren zutrauten!

Mag sich auch in zivilisatorischen Dingen das Dorf immer mehr der Stadt nähern, so bleibt immer noch das Dorf unsere Welt. Im Bauernland, sei es Dorf, sei es Einöde, wurden wir geboren, und dort erblühte uns alle Herrlichkeit der Jugend. Und dem, der Acker und Wiese besitzt, schenken diese nicht nur Brot und Nahrung, sondern aus dem eigenen Grund wächst noch etwas, das er sonst nirgends mehr gewinnen kann: zu manchen Stunden der ausgeglichene innere Friede.

Es bleibt sich einerlei, ob man heute in der Großstadtwohnung oder in dem abgeschiedenen Bauernhaus vor dem Fernsehapparat sitzt: Immer kann man nur einen äußeren Ablauf von Geschehnissen sehen. Das innere, das wahre Leben bleibt hier wie dort verborgen. Die wahren Quellen unseres Lebens gründen tief unter der sichtbaren Oberfläche. Wir wollen nichts aus anderen Lebenskreisen verdammen, was uns gut erscheint, aber die Schönheit des Dorflebens liegt in uns selber beschlosssen. Sie liegt in unserer Haltung bei der Arbeit und am Feier-

abend, den wir fast nicht mit dem noch sinnleeren Wort «Freizeit» zu benennen wagen. Manche Bräuche mögen entschwunden sein — schöner gestalten auch noch heute die Zufriedenheit, das Verstehen und eine wache Güte unser Dorfleben!

Wenn wir dies bewußt erkennen und nach ihm leben, dann liegt das tiefste Tal der bäuerlichen Lebenskultur bereits hinter uns . . . !

Franz Braumann

Jugend im Strudel der Zeit

Einer gegen viele — was tut's? — Stand halten!

Schulstunde. Die verbrauchte Luft reizt zum Gähnen. «Fenster auf!» Da weht von der schneenassen Matte, wohin des Nachbarns Polterkasten ausgefahren ist und dort bräunliche Streifen zieht, ein nicht eben besser brauchbares Düftlein her. Husteln, entsetztes Nasenkneifen. (In andern, nicht minder anrühigen Dingen tut man auch heutzutage nicht halb so zimperlich . . . !)

Irgendwo zischelt es:

«Bureparfüm!» — Darob hämisches Lächeln und Grinsen. Einem eher schwächling gewachsenen, schweigsamen Buben des jüngsten Jahrgangs läuft Röte übers Gesicht. Verlegene, nein, hilfeschuchende Blicke begegnen dem Lehrer. Der kann sich kaum täuschen: Da fühlt sich ein Kind getroffen, im Innersten verletzt, weil es seine tägliche Arbeit, seinen Stand, weil es sein Bauerntum verhöhnt sieht.

«Was tun?» wägt der Lehrer ab.

«Bureparfüm . . . ? — Du Röbi, mit deiner großartig empfindlichen Nase — wo arbeitet dein Vater?»

Diesmal räkelt sich ein vorwitziges Bürschlein unsicher in der Bank herum: Das weiß der Lehrer doch längst, daß der